Nummer 59 Sonnabend, 10. März 1923

# Berliner Familien-Zeitung

## Die Geisel der Fünfhundert

ROMAN VON VICTOR HELLING

[24. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Auch in Monte Carlo hatte das Wiederauftauchen der Carnari-Clique kein alltägliches Aufsehen erregt. Es hieß, auch Monsieur Blanc habe die Sicherheitsmaßnahmen des Kasinos erheblich verschärfen lassen, nun die gefährliche Pestie wieder los war. Das letzte Mal war es glücklicherweise nur ein Schreckschuß gewesen, als es hieß, die organisierten Apachen Lion Carnaris hätten sich von Venedig nach Monte Carlo gewandt. Aber wer bürgte, daß solchen blinden Schüssen nicht eines Tages ein ernstlicher Angriff folgte. Alte Habitués des sonnigen Spielerparadieses wärmten die Geschichte wieder auf, wonach einmal, vor langen Jahren ein Abenteurer aus Amerika mit seiner Jacht, die mit zwei Kanonen bestückt gewesen, in der stillen Bucht von Bieille vor Anker gegangen sei, und unter der Drohung, das Kasino in Grund und Boden zu schießen, eine Summe von vielen Goldmillionen von Monsieur Blanc erpreßt haben sollte. Was dem einen mit seiner bestückten Jacht gelungen war, um wie viel leichter war es einer ganzen Bande von raffinierten Verbrechern gemacht, denen gegenüber bisher jede Polizei machtlos gewesen war!

Baron Aldobrandini fieberte. „Siebenundachtzig Steine! Welch ein Fischzug! Siebenundachtzig Steine!" Er kostete das Wort wie eine Delikatesse. „Der Verkauf in Berlin ist unmöglich. Graf Wunsiedel wird natürlich nichts unversucht lassen. Er kennt Berlin wie seine Westentasche."

„Auch die Hehlerquartiere?" fragte die Marchesa Fieri, der es in Monte Carlo jeden Tag besser gefiel. Sie hatte es ja gewußt, sie würde diesmal Glück haben. Auch daß sie mit dem Geschäftsunternehmen Aldobrandini, An- und Verkauf von Juwelen, in engste Beziehungen getreten war, hatte sie noch nicht zu bereuen gehabt. Jeden Tag entdeckte sie mehr, daß sie geschäftstalentiert war. Sie war die Frau, die dem Unternehmen gefehlt hatte.

„Er wird sich eben umsehen, meine Liebe," sagte der Baron. „Sucht, so werdet ihr finden. Er hat in der Schweiz Großes geleistet. Er wird in Berlin das Unmögliche möglich machen."

Graf Wunsiedel war hager und blond. Er legte noch heute Wert darauf, den Typ des Gardeoffiziers darzustellen. Er küßte der Marchesa die Hand. Immer hielt er auf Form.

„Ich komme von meinem Schuster. Soweit wäre die Sache all right. Der Mann bekommt fünfzigtausend Francs. Sie haben wohl die Güte, Baron, die Stiefel im Vorbeigehen mitzubringen?"

„Um diese Spitzen kommen wir nicht herum." Baron Aldobrandini kratzte seine gefärbte Bartfliege. Die Stiefel mußte der Associé in der Tat haben, denn es waren keine gewöhnlichen Stiefel. Sie hatten an den Sohlen und Absätzen eine ingeniöse Vorrichtung, in der sich Edelsteine über die Grenze schmuggeln ließen.

„Leider ist das nicht der einzige Haken."

Der Graf nickte. „Deswegen hatten wir Sie zur Konferenz gebeten, Marchesa. Wir brauchen Geld, viel bares Geld, um den Kauf realisieren zu können."

„Sehr viel Geld", bekräftigte der Talmibaron.

„Sie wissen, daß ich mir es nicht aus den Rippen schneiden kann", sagte die Marchesa Letizia.

„Nein. Niemand fordert Unmöglichkeiten. Aber Sie sind seit drei Tagen — ich verletze hoffentlich nicht Ihr Feingefühl —, wie wir mit Vergnügen bemerken durften die erklärte Angebetete eines steinreichen Amerikaners."

„Mister Watson macht mir den Hof. Nichts weiter."

„Das genügt vollkommen. Und Sie machen ihm ein wenig Wind vor. Sie erbitten sich auf vierzehn Tage ein Darlehen. Das ist alles."

Die Marchesa schüttelte den Kopf. Er war nie schöner frisiert gewesen. Täglich bestätigte ihr der Spiegel, wie vorzüglich bei ihr diesmal die Erholungsreise anschlug.

„Dieses Ansinnen hat für mich etwas ungemein Entwürdigendes", sagte sie. „Offen gesagt, Mister Watson gefällt mir gar nicht. Er ist aus ganz kleinen Kreisen. Er zählt nicht zur Gesellschaft. Er fabriziert Margarine in Cincinnati."

„Ich weiß. Daher der Reichtum. Es gibt keine armen Margarinefabrikanten. Es wird ihm eine Kleinigkeit sein, Ihnen — oder sagen wir unseren Unternehmen — mit einer Summe beizuspringen, die sich in deutschem Gelde in zehn Millionen ausdrücken läßt."

„Da müßte ich ihm doch zunächst ein Pfand bieten können."

„Dieses Pfand, teuerste Marchesa, sollen Sie darstellen."

„Ich?"

„Figürlich, nicht anders. Denn wir sind leider durch die Umstände, wie Sie wissen, gezwungen, mit den Perlen, die ich aus Lugano mitbrachte, noch hinter dem Berge halten zu müssen. Sonst wäre ja die Aufnahme des Betriebskapitals ein Kinderspiel."

„Stimmt voll und ganz!" bestätigte Baron Aldobrandini. „Ein Spiel für neugeborene Kinder. Sie sagen einfach dem Pflanzenbuttermann — äh, dem Mister Watson, den sein immenser Reichtum sozusagen adelt: „Ich höre Ihnen mit meiner Person. Ich, die Marchesa Letizia Fieri, welche nicht von Ihrer Seite, bis Sie das Darlehen bis zum letzten Penny zurückerhalten haben. Dieses Ereignis tritt in allerspätestens vierzehn Tagen ein." So würde ich an Ihrer Stelle sprechen, und wenn man, wie ich, die verliebten Augen gesehen hat, die dieser Mister hinter Ihnen hermacht, kann man schon jetzt sagen, das Geschäft ist all right."

„Schamlos!" sagte die Marchesa. „Ich muß sagen, daß die peinliche Zumutung meines Leibens ist. Und übrigens hat die Sache noch einen anderen Haken. Apropos, wer bürgt mir dafür, Graf, daß Sie in vierzehn Tagen von der Geschäftstour zurück sind?"

„Da bürge ich selbst dafür. Selbstverständlich! Ich bin ehemaliger preußischer Gardeoffizier. Ich gebe Ihnen einfach mein Ehrenwort."

„Geben Sie mir schon lieber die Perlen, die Sie aus der Schweiz mitgebracht haben", sagte die Marchesa mit Entschiedenheit.

„Wie Sie wollen", erwiderte der Graf frostig. „Wir haben nicht Zeit, uns bei der Vorrede aufzuhalten. Wenn Sie freilich den Ehrenkodex eines Gardekorps kennen würden —"

„Alles kann man nicht kennen. Ich werde die Perlen sorgsam hüten."

„Das müssen wir Ihnen tatsächlich zur Pflicht machen. Niemand darf sie sehen. Das beste ist, Sie schließen sie sofort in einem Safe auf dem Crédit Lyonnais ein. Da liegen sie bombensicher."

„Richtig," sagte Baron Aldobrandini, der sich im stillen freute, daß die Konferenz allseitig zu gutem Ende kam. Es treibt sich ja genug gemischte Gesellschaft hier herum."

„Leider!" seufzte die Marchesa ganz ernsthaft. Sie zog ihren goldgefaßten Taschenspiegel aus dem silbermaschigen Entoutcas und brachte ihre Stirnlöckchen in Ordnung. Eine Viertelstunde später überraschte sie Mister Watson durch eine freundliche Begrüßung. Sie hatte bisher mit Liebenswürdigkeiten gegeizt.

Der Amerikaner machte kein Hehl daraus, wie sehr er sich darüber freute, daß das Eis endlich gebrochen war. Jeder bekommt die Frau, die er verdient. Der Geschmack Mister Teddy Watsons war durchaus eine Frau, die so aussah wie die Marchesa Letizia Fieri. Er lud sie sofort ein. Er schlug ihr eine Wagenpartie nach Beaulieu oder dem Kap Martin vor.

Sie zog ein Diner unter vier Augen vor. Beaulieu und das Kap liefen nicht davon.

Noch der ersten Flasche Moët Gout american brachte sie bereits ihr Anliegen in großartiger Aufmachung vor. Ihre Landgüter in Apulien mußten wieder herhalten. Sie nannte schwindelhaft hohe Einnahmen und nannte zugleich ihre Sicherheitsleistung. „Ich würde zufagenden Falls bis zum Eintreffen meiner Nachtgelder nicht von Ihrer Seite weichen."

„Wahrhaftig? Das ist Ihr Ernst?"

„Tag und Nacht, Mister Watson. Wenn Sie wissen, was das Ehrenwort einer Marchesa bedeutet. —"

Er schüttelte sie mit seinen Blicken verschlingend den Kopf. Er streckte statt jeder weiteren Worte seine große Hand über den Tisch, die in seine vorrätige Handschuhnummer paßte. „Fourteen days — ich werde sein vierzehn Tage glücklich. Ich das Pfand akzeptieren!"

Er überreichte ihr ohne Einwendungen den gewünschten Scheck. Die Großzügigkeit imponierte ihr. Sie fühlte, daß sie dem Manne in ihrer ersten Beurteilung unrecht getan, und daß er ein Anrecht darauf hatte, selbst einer Marchesa zu gefallen.

„Diese fourteen Tage", sagte er, „werden im Fluge vergehen. Ich werde fliehen mit Ihnen in die Berge!"

Er schmiedete Pläne. Er wünschte, ganz in der Einsamkeit das Glück mit ihr zu teilen. „Lassen Sie uns steigen in die Bergwelt!"

„Doch nicht zu Fuß?" wandt sie ein. Für hochsteigende Programme war sie weniger.

„Ich Sie werden tragen auf meine starken Arme", fuhr er fort. Das fand sie ritterlich. Auch Poesie hatte dieser neue Freund mit dem gefälligen Scheitbuch im Leibe. Vom Plebejer und Margarinefabrikanten blieb nichts zurück; es blieb die liebenswürdige Galanterie eines Mannes, an der sich, dachte sie, mancher geborene Kavalier ein Muster hätte nehmen können.

So wurde denn der Pakt bei einer zweiten Flasche Moët Gout american besiegelt. Mit dem Flammensiegel eines Kusses, worin die Marchesa einigermaßen Uebung besaß. Ihre Küsse pflegten von anhaltender Nachdrücklichkeit zu sein. Sie gab Mister Teddy Watson ihre Seele zum Pfande.

Graf Wunsiedel konnte mit dem Scheck, den das geplante Geschäft erforderte, fahrplanmäßig mit der Gotthardbahn nach Deutschland reisen.

Um die gleiche Stunde riß sich, um in erneuter Mission auf Reisen zu gehen, auch Signore Luigi Pedroni aus den Armen seiner Gattin. Die Nachrichten aus Berlin, insbesondere das Auftauchen des jungen Italieners Giuseppe Zigolo, brauchten den rechten Mann am rechten Platze. Es waren das die Worte des Präsidenten Emilio Beturi, der sofort wieder das Gewicht seiner hohen Gönnerschaft für Luigi Pedroni in die Wagschale geworfen hatte.

Seine Kollegen sagten nicht ohne Neid: „Pedroni sieht nichts und hört nichts, aber, es ist kein Zweifel, er hat seine Karriere gemacht."

### Neuntes Kapitel

Der Spruch von Moabit

Luigi Pedroni mochte, kaum daß er auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin angekommen war, die Bekanntschaft der Polizei. Allerdings anders, als er es sich vorgenommen hatte.

Er wurde nämlich verhaftet, weil er kein Wort Deutsch verstand, und auf alle Italiener hatte man ein scharfes Auge. Daß ein Mißgriff vorlag, stellte sich auf der Wache heraus. Luigi Pedroni war zehn Minuten lang für den gehalten worden, den er zu suchen ausgezogen war: für den italienischen Jüngling Giuseppe Zigolo, der bei dem Raubüberfall im Hause Paul Hortenbachs eine so bedeutsame Rolle gespielt hatte.

Luigi Pedroni wußte, daß Irrtümer vorkommen können. Was einem schwerreichen und weltbekannten Industriekönig in dem kleinen Monaco hatte passieren können — der ganz rätselhafte Fall lag immer noch unaufgeklärt — konnte ihm, den noch niemand hier kannte, in Berlin natürlich auch passieren. Es bewies den nervösen Uebereifer der hiesigen Kollegenschaft, die ihn schon noch kennen lernen würde!

Einmal als Kollege erkannt, der den Weg über die Alpen nicht gescheut hatte, um sich ganz in den Dienst einer gemeinsamen, brennenden Tagesfrage zu stellen, sah er sich in entgegenkommender Weise aufgenommen. Eine Stunde nach dem kleinen Mißgeschick stand er bereits vor dem Dezernenten, Kriminalkommissar Kirchbach, im Polizeipräsidium am Alexanderplatz, der den „Fall Hortenbach" unter sich hatte.

Die Verständigung erfolgte auf Französisch, und Luigi Pedroni bekam einen jungen Beamten, der ihn vor weiteren Mißhelligkeiten bewahren sollte, bis er sich in Berlin wie zu Hause fühlen würde. Im übrigen mußte Kommissar Kirchbach mit Bedauern gestehen, daß man die harte Nuß Lion Carnari, oder wie diese raffinierte Gesellschaft schwerer Jungen sonst heißen möge, trotz eifrigster Anstrengungen noch immer nicht geknackt hatte — womit nicht gesagt sein solle, daß nicht schon die nächste Minute die ersehnte Spur bringen könne, da sich, infolge der großen Aufregung, die der Fall hervorgerufen habe, und dank der inzwischen erhöhten Millionenaussetzung auf die Aufspürung der Unauffindbaren, täglich eine Unzahl von Leuten mit den bekannten wichtigen Angaben melde, und allen diesen Angaben werde peinlich nachgegangen.

Der jüngere Beamte, Krautinski geheißen, besorgte dem italienischen Carnari-Experten zunächst ein geeignetes Quartier, wo er sich von der weiten Reise erholen könne. Herr Krautinski war nicht so optimistisch wie sein Vorgesetzter, er meinte gar so eilig, ergriffen zu werden, hätten es die Spitzbuben nicht; das seien dreimal Gefiebte. Er für seine Person glaube auch noch gar nicht daran, daß es immer dieselben Strolche seien. Aber wenn sich Kommissar Kirchbach, mit Respekt zu sagen, in etwas verbissen habe, dann sei er stur wie ein Bullterrier, der sich in eine antike Hose vernarrt habe.

Luigi Pedroni bemerkte, daß das der kleinere Fehler sei. Beharrlichkeit führe zum Ziel.

Worauf Herr Krautinski sagte: „Hier sind wir zunächst an unserem Ziel. Es ist eine Fremdenpension, wo Sie ungestört sind."

Sie lag auf der Potsdamer Straße, unweit des Leipziger Platzes.

(Fortsetzung folgt.)

## Musikalische Wanderungen

### Aus den Konzertsälen

*Von M. Siegerist*

Es wurde in der letzten Woche viel und mitunter auch gut von fremden und einheimischen Künstlern gesungen. Im Bechstein-Saal begrüßte man die Holländerin Theodora Versteegh und erfreute sich wieder an der schönen metallreichen Stimme, die seit dem Vorjahre an Kraft und Fülle gewonnen hat. Auch die Auffassung hat sich vertieft; so kamen die Lieder von Brahms und Hugo Wolff zu schönster Wirkung. An gleicher Stelle stellte sich tags darauf Ragnhild Malike-Svelberg (Kristiania) dem Berliner Publikum vor. Ein weicher, modulationsfähiger Mezzosopran, mit wundervollem Piano. Der Vortrag voll Wärme und, wo es sein muß, dramatisch belebt. Anzuerkennen war die gute Aussprache des deutschen Textes. Sophie Wiselius, die deutsche und schwedische Lieder sang, und von Joh. Hoorenmann begleitet wurde, bringt gutes Material mit. Doch fehlt ihrem kräftigen Sopran der letzte Schliff. Ebenfalls von Hoorenmann begleitet, sang Berthe von Vigier (Solothurn) im Brahms-Saal, für den die Stimme fast zu kraftvoll war. Das Programm wich erfreulicherweise vom alten Schema: Schubert, Brahms, Hugo Wolff ab, und brachte dafür vier Lieder von Othmar Schoeck, die viel Beifall fanden. Der hohe Sopran von Lotte Schinck-Schmoldt weist zur Bühne hin. Ob die Stimme aber durchhält, ist abzuwarten. Jedenfalls sei der Sängerin geraten, die ihr zu Gebote stehenden Mittel weise auszunutzen, ohne gleich über das Ziel hinauszuschießen. Viel zu lernen hat dagegen noch Dora Hucke. Sie besitzt einige sympathische Töne von angenehmer Klangfarbe, doch fehlt vorläufig noch die Ausgeglichenheit. Auch die Atemtechnik läßt noch zu wünschen übrig. Im Blüthner-Saal sangen Alice Schäffer und Hermann Scheh Lieder und Duette von Brahms. Der Sänger, glänzend disponiert, tat leider bei der Schärfe der Aussprache des Guten zu viel, besonders bei den Endvokalen der Schlußworte, die er mit Vehemenz in den Saal stößt. Seine Partnerin schloß diesmal nicht so gut ab. In den Duetten sang sie herzlich unrein (Lampenfieber?), und für die Zigeunerlieder fehlt der Stimme die Wärme und die klangvolle Tiefe. Einen genußreichen Abend bot dagegen Hans Hermann Nissen seinen zahlreichen Freunden mit Arien und Liedern von Händel, Schubert, Brahms, der ihm ganz besonders gut „lag", sowie Greschaninow. Trotz leichter Indisposition, die den Sänger hinderte, die tiefe Lage sicher herauszugeben, klang die Stimme voll und edel, und die ruhige vornehme Art des Vortrags berührte angenehm. Im Beethoven-Saal ließen sich an zwei aufeinander folgenden Abenden zwei Cellisten von gleich guten Qualitäten hören. An Technik auf der Höhe entzückte der Spanier Antoni Sala durch seinen weichen singenden Ton und die hochpoetische Wiedergabe besonders im Andante einer Sonate von Richard Strauß. Hier umschmeichelten die Töne das Ohr des Hörers und ließen Raum und Zeit vergessen. Istvan von Haydu zeigt in seinem Spiel mehr Temperament, das ihn fortreißt und verleitet, hie und da zu „mischen". Trotz alledem ein Künstler, dem man gern zuhört.

### Not . . .

Wangen müde und grau,
Hab' ich heut' gesehen
In einem Winkel stehen
Eine hungernde Frau.

Aus dem Lumpengewand,
Ungewaschen, rechte
Sie die hagre gestreckte,
Schüchtern bittende Hand.

Weite Augen schrien
In heißem Lebensverlangen,
Und die Lippen sangen
Walzermelodien.

Grüßten sie stürmisch wild,
Daß im Lärm der Gassen
Ja nur die Leute erfassen
Ihres Elends Bild.

Fröstelnd in ihrem Arm,
Wie verfallen dem Grabe,
Hing ein verkümmerter Knabe,
Doch ihm wurde nicht warm.

Als sie bückend nahm,
Was man ihr hingeschmissen,
Haben Witze gerissen
Menschen ohne Scham.

Aber noch lange Zeit
War meinem Ohre nah:
„Tag' mir nur einmal Ja",
Ihr Sang von Not und Leid . . .

**Max Mackens**

### Die größten Wälder der Erde

Die planlose und unverantwortliche Weise, mit der besonders in früheren Zeiten die wertvollsten Wälder in Europa ohne jede Rücksicht auf die Forderungen einer geordneten Forstwirtschaft abgeholzt worden sind, ist nicht nur für die Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse vieler Länder verantwortlich zu machen, sondern sie trägt auch die Schuld daran, daß es in Europa kaum noch ein Land gibt, das eigentliche Riesenwälder aufweisen kann. Unter diesen Raubbau der Forstwirtschaft hatten auch in besonderem Grade die Wälder Nordamerikas zu leiden, wo man Jahre hindurch unvernünftiger Weise die Bäume niederschlug, ohne genügend für den Nachwuchs zu sorgen. Immerhin finden sich dort noch Wälder, von außerordentlichem Umfang. So besitzt beispielsweise Kanada eine Waldfläche in einer Länge von 3780 Kilometern und einer Breite von 1600 Kilometern, die sich über die Staaten Quebec und Ontario hinzieht und sich bis zur Halbinsel Labrador erstreckt. Im schwarzen Erdteil ist es Zentralafrika, das zwischen dem Kongo und den Quellen des Nil sowie des Zambesi gewaltige Wälder besitzt. Die ausgedehntesten Wälder liegen indessen in Asien. Dort findet sich in Nordsibirien zwischen den Flüssen Ob und Lena ein riesiges Waldgebiet, das eine Länge von 4800 Kilometern und eine Breite von 2700 Kilometern aufweist. Man hat es hier mit dem ausgesprochen größten Urwald der Erde zu tun, den zum großen Teil noch nie eines Menschen Fuß betreten hat, und der noch fast völlig der Durchforschung harrt.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Retter-Berlin-Reukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräbe-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.